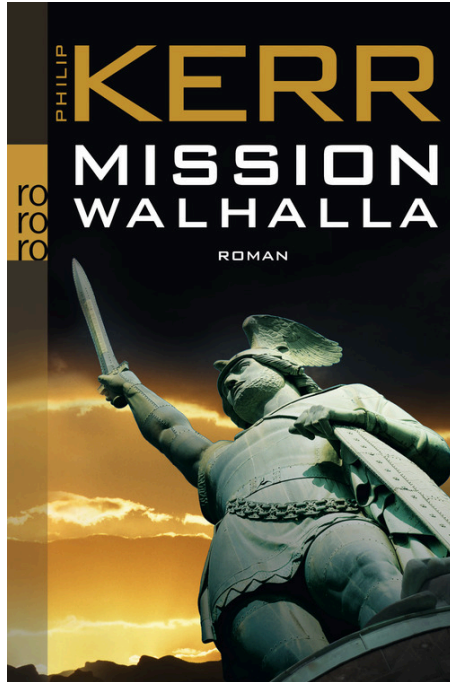


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-25702-5

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Philip Kerr

Mission Walhalla

Roman

Aus dem Englischen von Ulrike
Wasel und Klaus Timmermann

Wunderlich

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, August 2011
Copyright © 2011 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
«Field Grey» Copyright © 2010 by Philip Kerr
Satz aus der Satz Berthold Garamond PostScript, PageOne,
bei Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978-3-8052-5022-1

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Für Allan Scott

«*Ich mag Ike nicht.*»
Graham Greene:
Der stille Amerikaner

Kapitel 1

KUBA 1954

«Der Engländer da, bei Ernestina», sagte sie und deutete mit einem Kopfnicken in Richtung eines Pärchens, das in einer Ecke des luxuriös ausgestatteten Klubs beisammensaß. «Der erinnert mich an Sie, Señor Hausner.»

Doña Marina kannte mich nicht besser als jeder andere auf Kuba, oder vielleicht doch, weil uns mehr als bloß eine nette Bekanntschaft verband: Doña Marina besaß das größte und beste Bordell in ganz Havanna.

Der Engländer war groß, hatte hängende Schultern, blassblaue Augen und ein trauriges Gesicht. Er trug ein kurzärmeliges blaues Leinenhemd, eine graue Baumwollhose und blitzblanke schwarze Schuhe. Ich hatte das Gefühl, ihn schon einmal gesehen zu haben, in der Floridita Bar oder vielleicht in der Lobby des Hotel Nacional. Aber mehr als der Engländer interessierte mich in diesem Moment die neue, halbnackte *chica* auf seinem Schoß, die sich gelegentlich an seiner Zigarette bediente, während er vergnügt ihre kolossalen Brüste in den Händen wog, als versuchte er, den Reifegrad zweier Pampelmusen einzuschätzen.

«Inwiefern?», fragte ich und musterte mich in dem großen Wandspiegel, auf der Suche nach einer Gemeinsamkeit zwischen uns, abgesehen von der Hochachtung vor Ernestinas Brüsten, auf denen sich deutlich die großen dunklen Brustwarzen abzeichneten.

Das Gesicht, das mir aus dem Spiegel entgegenblickte, war breiter als das des Engländers, das Haar voller, aber beide waren wir um die fünfzig und vom Leben gezeichnet. Möglicherweise dachte Doña Marina, dass unsere Mienen nicht nur gelebtes Leben verrieten, sondern auch eine Spur von schlechtem Gewissen und Kompli-

zenschaft erkennen ließen, als hätte keiner von uns beiden das getan, was er hätte tun müssen oder, schlimmer noch, als lebte jeder von uns mit einer geheimen Schuld.

«Sie beide haben die gleichen Augen», sagte Doña Marina.

«Ach, Sie meinen, sie sind blau», sagte ich, obwohl ich ahnte, dass sie das wahrscheinlich ganz und gar nicht meinte.

«Nein, das ist es nicht. Sie und Señor Greene sehen die Menschen auf eine bestimmte Art und Weise an. Als würden Sie in sie hineinblicken. Wie ein Spiritist. Oder vielleicht wie ein Polizist. Sie haben beide diesen durchdringenden Blick, als würden Sie jeden Menschen sofort durchschauen. Das kann einen richtig verunsichern.»

Es war kaum vorstellbar, dass Doña Marina sich von irgendwas oder irgendwem verunsichern ließ. Sie wirkte immer so entspannt wie eine Eidechse auf einem sonnenwarmen Felsen.

«Señor Greene, also?» Es überraschte mich nicht, dass Doña Marina keinen Hehl aus seiner Identität machte. Die Casa Marina war keines der Häuser, die man lieber unter falschem Namen betrat. Im Gegenteil, man brauchte Referenzen, um überhaupt eingelassen zu werden. «Vielleicht ist er ja Polizist. Würde mich nicht wundern, bei den großen Füßen.»

«Er ist Schriftsteller.»

«Was schreibt er denn?»

«Romane. Western, glaube ich. Er hat mir erzählt, dass er unter dem Namen Buck Dexter schreibt.»

«Nie von ihm gehört. Lebt er auf Kuba?»

«Nein, in London. Aber er kommt immer vorbei, wenn er in Havanna ist.»

«Ein Weltenbummler, was?»

«Ja. Anscheinend ist er gerade auf der Durchreise nach Haiti.» Sie lächelte. «Fällt Ihnen noch immer keine Gemeinsamkeit auf?»

«Nein, eigentlich nicht», erklärte ich mit Nachdruck und in der Hoffnung, dass sie das Thema wechseln würde.

«Wie lief es heute mit Omara?»

Ich nickte. «Gut.»

«Sie gefällt Ihnen, ja?»

«Sehr.»

«Sie ist aus Santiago», sagte Doña Marina, als würde das alles erklären. «Meine besten Mädchen kommen aus Santiago. Sie sehen von allen Mädchen auf Kuba am afrikanischsten aus. Darauf scheinen die Männer zu fliegen.»

«Da will ich nicht widersprechen.»

«Ich glaube, das hat damit zu tun, dass schwarze Frauen im Gegensatz zu weißen Frauen ein Becken haben, das fast so breit ist wie bei einem Mann. Ein anthropoides Becken. Und ehe Sie mich fragen, woher ich das weiß, ich war mal Krankenschwester.»

Das passte ins Bild. Doña Marina legte großen Wert auf Gesundheit und Hygiene, und zum Personal in ihrem Haus am Malecón gehörten zwei ausgebildete Krankenschwestern, die mit allem fertigwurden, vom Tripper bis zum Herzinfarkt. Es hieß, man hätte in der Casa Marina bessere Chancen, einen Herzstillstand zu überleben, als in der Universitätsklinik von Havanna.

«Santiago ist der reinste Schmelztiegel», fuhr sie fort. «Jamaikaner, Haitianer, Dominikaner, Bahamaer – eine karibische Stadt. Und natürlich gibt es nirgendwo auf Kuba mehr Rebellion. Jede Revolution beginnt in Santiago. Vielleicht liegt es daran, dass die Leute, die dort leben, alle auf die eine oder andere Art miteinander verwandt sind.»

Sie steckte eine Zigarette in eine kleine bernsteingelbe Zigarettenspitze und zündete sie mit einem hübschen Tischfeuerzeug an.

«Wussten Sie zum Beispiel, dass Omara mit dem Mann verwandt ist, der sich in Santiago um Ihr Boot kümmert?»

Mir schwante allmählich, dass Doña Marina mit ihrer Plauderei auf etwas Bestimmtes hinauswollte, denn nicht nur Mr. Greene zog es nach Haiti, sondern auch mich. Allerdings hatte meine Reise eigentlich geheim bleiben sollen.

«Nein, wusste ich nicht.» Ich sah auf die Uhr, doch ehe ich verkünden konnte, dass es Zeit zu gehen sei, hatte Doña Marina mich schon in ihren privaten Salon bugsiert und bot mir einen Drink an. Und da sie von meinem Boot wusste, sollte ich mir wohl besser anhören, was sie zu sagen hatte. Also nahm ich dankend an.

Sie holte einen in der Flasche gereiften Rum und goss mir großzügig ein.

«Auch Mister Greene schätzt unseren Havana-Rum», bemerkte sie.

«Ich finde, Sie sollten jetzt zur Sache kommen», sagte ich. «Sie nicht auch?»

Sie tat es.

So kam es, dass etwa eine Woche später eine junge Frau auf dem Beifahrersitz meines Chevys saß, als ich in südwestlicher Richtung auf Kubas meistbefahrenem Highway nach Santiago fuhr, ans andere Ende der Insel. Die Ironie entging mir nicht. Ich war drauf und dran, einem Geheimpolizisten zu entweichen, der mich erpressen wollte, und war dabei an eine Puffmutter geraten, die viel zu clever war, um mir offen zu drohen, mir aber einen Gefallen abverlangte, den ich ihr nur äußerst ungern tat: nämlich eine *chica* aus einer anderen *casa* in

Havanna auf meinen «Angelausflug» nach Haiti mitzunehmen. Mit Sicherheit kannte Doña Marina Leutnant Quevedo und wusste auch, dass er von meinem kleinen Bootstrip keineswegs begeistert wäre. Was sie höchstwahrscheinlich nicht wusste, war, dass er gedroht hatte, mich nach Deutschland abzuschieben, wo ich wegen Mordes gesucht wurde, wenn ich mich nicht bereit erklärte, den Unterweltboss Meyer Lansky auszuspionieren, der mein Arbeitgeber war. Jedenfalls blieb mir kaum was anderes übrig, als ihrer Bitte nachzukommen, auch wenn ich auf eine derartige Beifahrerin liebend gern verzichtet hätte. Melba Marrero wurde nämlich im Zusammenhang mit dem Mord an einem Polizeihauptmann gesucht, und Doña Marina hatte Freunde, die Melba so schnell wie möglich von der Insel schaffen wollten.

Melba Marrero war Anfang zwanzig, allerdings gab sie sich gern älter. Ich vermute, sie wollte einfach ernst genommen werden, und vielleicht hatte sie ja Hauptmann Balart erschossen, weil er es nicht getan hatte. Wahrscheinlicher ist, dass sie ihn erschossen hatte, weil sie mit Castros kommunistischen Rebellen in Verbindung stand. Sie hatte kaffeebraune Haut und ein fein geschnittenes, knabenhaftes Gesicht mit einem angriffslustigen Kinn. In ihren dunklen Augen schien ständig ein Gewitter aufzuziehen. Ihr Haar war nach der italienischen Mode geschnitten – kurz und stufig mit ein paar zarten, ins Gesicht gekämmten Locken. Sie trug eine schlichte weiße Bluse, eine enge beige Hose, einen hellbraunen Ledergürtel und farblich passende Handschuhe. Sie sah aus, als würde sie gleich auf ein Pferd steigen, und ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie das Pferd vor Freude laut wieherte.

«Warum fahren Sie kein Cabrio?», fragte sie, als wir kurz vor Santa Clara waren, wo wir unseren ersten Zwi-

schenstopp einlegen wollten. «Für Kuba braucht man ein Cabrio.»

«Ich mag keine Cabrios. Damit erregt man Aufmerksamkeit. Und ich bin nicht scharf drauf, Aufmerksamkeit zu erregen.»

«Aha, dann sind Sie wohl schüchtern, was? Oder haben Sie irgendwas ausgefressen?»

«Weder noch. Ich werde nur nicht gern beobachtet.»

«Haben Sie eine Zigarette?»

«Im Handschuhfach ist ein Päckchen.»

Sie öffnete mit einem kräftigen Fingerdruck die Klappe und ließ sie herunterfallen.

«Old Gold. Ich mag keine Old Gold.»

«Du magst mein Auto nicht. Du magst meine Zigaretten nicht. Was magst du eigentlich?»

«Wen interessiert das schon.»

Ich schielte zu ihr rüber. Ihr Mund schien sich permanent zu einem Fletschen verziehen zu wollen, und dieser Eindruck wurde durch die kräftigen weißen Zähne noch verstärkt. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass irgendwer sie anfassen konnte, ohne dabei einen Finger zu verlieren. Sie seufzte, verschränkte die Hände und schob sie zwischen die Knie.

«Erzählen Sie mir Ihre Geschichte, Señor Hausner.»

«Ich habe keine.»

Sie zuckte die Achseln. «Aber bis Santiago sind es noch über tausend Kilometer.»

«Lies doch ein Buch.» Ich wusste, dass sie eins mit hatte.

«Gute Idee.» Sie öffnete ihre Handtasche, nahm eine Brille und ein Buch heraus und fing an zu lesen.

Nach einer Weile gelang es mir, einen Blick auf den Titel zu werfen. Sie las *Wie der Stahl gehärtet wurde* von Nikolai Ostrowski. Ich konnte mir ein Schmunzeln nicht verkneifen.

«Was ist denn so lustig?»

Ich deutete mit einem Nicken auf das Buch auf ihrem Schoß. «Das hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut.»

«Das Buch handelt von jemandem, der an der Oktoberrevolution teilnimmt.»

«Dachte ich mir schon.»

«Und woran glauben Sie?»

«An nichts, eigentlich.»

«Damit ist niemandem geholfen.»

«Als ob das eine Rolle spielt.»

«Etwa nicht?»

«Meiner Meinung nach gewinnt die Partei der Ungläubigen regelmäßig die Wahl gegen die Partei der Bruderliebe. Das Volk und das Proletariat brauchen keine Hilfe. Jedenfalls nicht deine oder meine.»

«Das sehe ich anders.»

«Oh, das kann ich mir vorstellen. Aber ist doch komisch, findest du nicht? Dass wir beide nach Haiti abhauen. Du, weil du an etwas glaubst, und ich, weil ich an gar nichts glaube.»

«Sie glauben also an gar nichts. Marx und Engels hatten recht. Die Bourgeoisie produziert ihre eigenen Totengräber.»

Ich lachte.

«Eines haben wir jedenfalls geklärt», sagte sie. «Sie sind also tatsächlich auf der Flucht.»

«Ja. Ich kenne es nicht anders. Falls dich das wirklich interessiert, es ist die alte, immer gleiche Geschichte. Der Fliegende Holländer. Der Ewige Jude. Ich bin ziemlich viel rumgekommen. Ich dachte, hier auf Kuba wäre ich sicher.»

«Auf Kuba ist keiner sicher», sagte sie. «Nicht mehr.»

«Ich war aber sicher», sagte ich, ohne auf sie einzugehen. «Bis ich versucht habe, den Helden zu spielen. Dabei hatte ich eines vergessen: Ich hab nicht das Zeug

zum Helden. Hatte ich noch nie. Außerdem will die Welt keine Helden mehr. Die sind aus der Mode gekommen, wie die Rocklänge von letztem Jahr. Jetzt sind Freiheitskämpfer und Informanten gefragt. Tja, für das eine bin ich zu alt, und für das andere hab ich zu viel Skrupel.»

«Was ist denn passiert?»

«Ein unausstehlicher Leutnant vom militärischen Geheimdienst wollte aus mir einen Spitzel machen, aber ich habe von der Idee nichts gehalten.»

«Dann tun Sie das Richtige», sagte Melba. «Es ist keine Schande, kein Polizeispitzel sein zu wollen.»

«Das klingt ja fast so, als würde ich etwas Ehrenhaftes tun. So ist es nicht.»

«Wie dann?»

«Ich will einfach nicht abhängig sein, von niemandem. Das kenne ich zur Genüge aus dem Krieg. Ich bin lieber mein eigener Herr. Aber das ist nicht alles. Spionage ist gefährlich. Und besonders gefährlich, wenn eine ziemlich hohe Wahrscheinlichkeit besteht, dass man erwischt wird. Aber ich vermute mal, dass du das inzwischen selbst am besten weißt.»

«Was hat Marina Ihnen über mich erzählt?»

«Alles, was nötig war. Ich hab die Ohren auf Durchzug geschaltet, nachdem sie gesagt hatte, dass du einen Polizisten umgelegt hast. Mehr gibt es da nicht zu wissen. Jedenfalls nicht für mich.»

«Das klingt, als würden Sie es missbilligen.»

«Mit Polizisten ist es wie mit anderen Menschen auch», sagte ich. «Manche sind gut und manche schlecht. Ich war selbst mal so ein Polizist. Ist lange her.»

«Ich hab es für die Revolution getan», sagte sie.

«Ich hab auch nicht geglaubt, dass du es für eine Kosnuss getan hättest.»

«Er war ein Schwein, und er hatte es verdient, und ich hab es für –»

«Ich weiß, du hast es für die Revolution getan.»

«Finden Sie nicht, dass Kuba die Revolution braucht?»

«Natürlich könnte die Lage besser sein. Aber jede Revolution verursacht erst eine Menge Rauch, und dann zerfällt sie zu Asche. Deine wird auch nicht besser sein als all die anderen davor. Das garantier ich dir.»

Melba schüttelte energisch ihren hübschen Kopf, aber ich war gerade in Fahrt gekommen: «Wenn nämlich irgendwo jemand von einer besseren Gesellschaft redet, kannst du drauf wetten, dass er vorhat, sie auf ein paar Stangen Dynamit zu erbauen.»

Danach schwieg sie und ich auch.

Rund dreihundert Kilometer östlich von Havanna legten wir eine Pause ein. Santa Clara war ein malerisches, beschauliches Städtchen. Den Park im Zentrum säumten etliche alte Wohnhäuser und Hotels. Melba machte einen Spaziergang, während ich mich auf die Terrasse des Hotel Central setzte und allein zu Mittag aß. Das war mir recht. Als sie zurückkam, fuhren wir weiter.

Am frühen Abend erreichten wir Camaguey. Spitzwinkelige Häuser mit großen Blumenkübeln davor prägten das Straßenbild. Parallel zum Highway rollte ein Güterzug in die entgegengesetzte Richtung. Er war mit Baumstämmen beladen, die in der waldreichen Umgebung geschlagen worden waren.

«Hier übernachten wir», erklärte ich.

«Wir sollten lieber weiterfahren.»

«Kannst du fahren?»

«Nein.»

«Ich auch nicht. Nicht mehr. Ich bin geschafft. Bis Santiago sind es noch dreihundert Kilometer, und wenn

wir nicht bald anhalten, fahre ich uns beide noch direkt in die Leichenhalle.»

In der Nähe einer Brauerei – einer der wenigen auf der Insel – passierten wir einen Polizeiwagen, und erneut dachte ich darüber nach, was Melba getan hatte.

«Wenn du einen Polizisten erschossen hast, sind die bestimmt ganz scharf drauf, dich zu schnappen», sagte ich.

«Und wie. Sie haben die *casa* in die Luft gejagt, in der ich gearbeitet habe. Einige der Mädchen wurden schwer verletzt, manche sogar getötet.»

«Deshalb hat Doña Marina sich also bereit erklärt, dir aus Havanna rauszuhelfen.» Ich nickte. «Ja, das leuchtet mir ein. Wenn eine *casa* in die Luft fliegt, ist das schlecht für alle anderen. Wir sollten uns ein Zimmer teilen, das ist sicherer. Ich sage, dass du meine Frau bist. Dann musst du keinen Ausweis vorzeigen.»

«Hören Sie, Señor Hausner, ich bin Ihnen dankbar, dass Sie mich mit nach Haiti nehmen. Aber eines sollten Sie wissen. Ich habe die Rolle der *chica* nur gespielt, um an Hauptmann Balart ranzukommen.»

«Gut, dass du das sagst.»

«Ich hab es für die –»

«Revolution getan. Ich weiß. Hör mal, Melba, du brauchst dir um deine Tugend, falls davon überhaupt noch was übrig ist, keine Sorgen zu machen. Ich hab dir doch gesagt, ich bin müde. Ich würde sogar in den Flammen eines brennenden Hauses einschlafen. Ein Sessel oder ein Sofa tut's also, und du kannst das Bett haben.»

Sie nickte. «Danke, Señor.»

«Und hör endlich auf, mich Señor zu nennen. Ich heiße Carlos. Ich bin ab jetzt dein Mann, schon vergessen?»

Wir stiegen im Gran Hotel im Stadtzentrum ab und gingen auf unser Zimmer. Ich machte es mir sofort in meinem Nachtlager gemütlich, sofern das auf dem Fuß-

boden möglich war. Der russische Boden im Sommer 1941 hatte das bequemste Bett abgegeben, in dem ich je geschlafen hatte, im Vergleich dazu war dieser hier unbequem. Andererseits war ich auch längst nicht so erschöpft, wie ich es damals war. Gegen zwei Uhr morgens wachte ich auf. Melba kniete neben mir, in ein Laken gewickelt.

«Was ist los?» Ich setzte mich auf und ächzte vor Schmerz.

«Ich hab Angst», sagte sie.

«Wovor denn?»

«Weißt du, was die mit mir anstellen, wenn sie mich schnappen?»

«Die Polizei?»

Sie nickte und begann zu frösteln.

«Und was soll ich da machen? Eine Gutenachtgeschichte erzählen? Hör zu, Melba. Morgen früh fahr ich dich nach Santiago, wir gehen auf mein Boot, und morgen Abend bist du in Haiti und in Sicherheit, okay? Aber jetzt würde ich gern weiterschlafen. Also, wenn es dir nichts ausmacht ...»

«Macht mir aber was aus», sagte sie. «Im Bett ist es viel kuscheliger als hier auf dem Boden. Und es ist breit genug für zwei.»

Damit hatte sie zweifellos recht. Das Bett war etwa so groß wie ein großes Stück Weide für einen Ziegenbock allein. Apropos Bock: Wie sie meine Hand nahm und mich rüber zum Bett zog, das war schon ziemlich verlockend. Auf jeden Fall war es der Anblick, als sie das Laken auf den Boden gleiten ließ, was mich natürlich nicht störte, es war schließlich eine warme Nacht. Ich kann besonders gut denken, wenn ich so nackt bin, wie Melba es war. Ich versuchte, mich auf die Vorstellung zu konzentrieren, wie ich im Bett brav neben ihr schlief, aber es funktionierte nicht, weil sie mir vor Au-

gen führte, was im Schaufenster angeboten wurde, und ich war kurz davor, mir die Nase an der Scheibe platt zu drücken, um genauer hinzusehen. Nicht, dass ich ernsthaft glaubte, sie sei scharf auf mich. Ich hab noch nie begriffen, warum eine Frau überhaupt einen Mann begehrt – wo Frauen doch so aussehen, wie sie aussehen. Aber Melba war jung und verängstigt und einsam, und sie wollte, dass jemand – vermutlich egal wer – sie in die Arme nahm und ihr das Gefühl gab, dass der Welt was an ihr lag. Ich kenn das. Man kommt allein auf die Welt, und man stirbt allein, und die übrige Zeit muss man sehen, wie man klarkommt.

Als wir am nächsten Tag Santiago erreichten, ruhte ihr Kopf schon seit guten hundertfünfzig Kilometern auf meiner Schulter, wie eine dunkle exotische Blume. Wir gingen miteinander um wie jedes junge Liebespaar, bei dem der Mann zufällig mehr als doppelt so alt ist wie die Frau, die zufällig noch dazu eine Mörderin ist. Vielleicht ist das ein bisschen unfair. Melba war schließlich nicht die Einzige, die jemanden erschossen hatte. Ich selbst hatte auch einige Erfahrung in dieser Hinsicht. Ziemlich viel Erfahrung sogar, aber das wollte ich lieber für mich behalten. Ich versuchte stattdessen, an das zu denken, was uns in Santiago erwartete. Manchmal macht uns die Zukunft Angst, aber die Vergangenheit ist noch schlimmer. Vor allem meine Vergangenheit. Der Gedanke an die Polizei von Santiago ließ mich jedoch vergessen, was ich erlebt hatte. Sie stand im Ruf, brutal zu sein, ein Ruf, der sicherlich nicht von ungefähr kam. Ich erinnerte mich an Doña Marinas Bemerkung, dass jede kubanische Revolution in Santiago beginnt. Dass die Leute hier davon abgesehen irgendetwas lostraten, war schwer vorstellbar. Jeglicher Beginn setzt schließlich eine gewisse Regsamkeit voraus, Bewegung, mei-

netwegen auch Arbeit, aber auf den verschlafenen Straßen der Stadt war von alldem nichts zu sehen. Leitern und Schubkarren standen verlassen herum, Pferde dösten vor sich hin, Boote lagen herrenlos im Hafen und Fischernetze zum Trocknen in der Sonne. Die einzigen Menschen, die aussahen, als würden sie arbeiten, waren Polizisten. Aber Arbeit konnte man das kaum nennen: Sie hockten in ihren Autos, die im Schatten der pastellfarbenen Häuser der Stadt parkten, rauchten Zigaretten und warteten darauf, dass die Dinge sich beruhigten oder in Gang kamen, je nach Sichtweise. Wahrscheinlich war es zu heiß und sonnig für irgendwelche Probleme. Der Himmel war zu blau, und das Meer war zu glatt, die Statuen zu weiß und die Schatten zu kurz. Selbst die Kokosnüsse trugen hier Sonnenbrillen.

Ich kurvte ein wenig in der Gegend herum und orientierte mich dann an der Bekohlungsanlage von Cincoreales, was mir half, meinen Weg durch das Wirrwar aus Werften, Auslegern, Kais, Schwimmkränen, Trockendocks und Slipanlagen zu finden. Hier wurde die Bootsflotte der Bucht von Santiago gewartet. Ich steuerte den Wagen einen steilen kopfsteingepflasterten Hang hinunter und eine schmale Gasse entlang. Über unseren Köpfen thronten gewaltige Überleitungen für Straßenbahnen, die nicht mehr fuhren, wie die Takelage eines Schoners, der längst ohne sie abgesegelt war. Ich hielt auf dem Bürgersteig an und spähte durch offene Flügeltüren in eine Bootswerft hinein.

Ein bärtiger wettergegerbter Mann in kurzen Hosen und Sandalen manövrierte gerade ein Boot nach unten, das an einem rostigen Kran hing. Es flutschte wie ein Stück Seife ins Wasser, nachdem es gegen die Hafenumauer geknallt war. War ja nicht meins.

Wir stiegen aus. Ich holte Melbas Gepäck aus dem Kofferraum des Chevys und brachte es in die Werft, wo-

bei ich mir meinen Weg zwischen Farbtöpfen, Eimern, Tauen und Schläuchen suchte, vorbei an Holzstücken, alten Reifen und Ölkannen. Das Büro in einer kleinen Holzhütte ganz hinten war nicht weniger heruntergekommen als der Rest der Werft. Mendy würde in absehbarer Zukunft wohl nicht als Hausmann des Monats ausgezeichnet werden, aber er verstand etwas von Booten, und das war gut so, weil ich so gut wie nichts davon verstand.

Vor langer, langer Zeit war Mendy einmal weiß gewesen. Nun war es nur noch sein Bart. Ein ganzes Leben auf und an der See hatte seinem Gesicht die Farbe und Textur eines abgenutzten Baseballhandschuhs verliehen. Er gehörte in eine Hängematte auf einem alten Piratenschiff mit Kurs auf Hispaniola, eine Pfeife in der einen Hand und eine Flasche Rum in der anderen. Mendy fuhr ungerührt mit seiner Arbeit fort und schien mich erst zu bemerken, als der Kran aus dem Weg war, und selbst dann sagte er bloß: «Señor Hausner.»

Ich nickte ihm zu. «Mendy.»

Er klaubte eine halbgerauchte Zigarre aus der Brusttasche seines dreckigen Hemdes, steckte sie in die schmale Öffnung zwischen Kinnbart und Schnäuzer und klopfte dann minutenlang seine Taschen nach einem Feuerzeug ab, während wir uns unterhielten.

«Mendy, das ist Señorita Otero. Sie kommt mit mir aufs Boot. Ich hab ihr erzählt, dass es bloß ein schäbiger Fischerkahn ist, aber ihr Koffer und sie scheinen zu glauben, dass wir mit der *Queen Mary* in See stechen.»

Mendys Augen blickten hastig von mir zu Melba und wieder zurück, als würde er einem Tischtennismatch zuschauen. Dann grinste er breit und sagte: «Aber die Señorita hat vollkommen recht, Señor Hausner. Die wichtigste Seefahrtsregel lautet, immer auf alles vorbereitet zu sein.»

«Danke», sagte Melba. «Genau mein Reden.»

Mendy sah mich an und schüttelte den Kopf. «Sie verstehen offenbar nicht viel von Frauen, Señor», sagte er. «Ungefähr so viel wie von Booten», gab ich zu.

Mendy lachte. «Ich hoffe doch für Sie, dass es etwas mehr ist.»

Er führte uns aus der Werft hinaus zu einem L-förmigen Pier, an dem eine hölzerne Barkasse vertäut lag. Wir kletterten an Bord und setzten uns. Mendy warf den Motor an und steuerte uns in die Bucht. Fünf Minuten später machten wir längsseits an einem fünfunddreißig Fuß langen Sportfischerboot fest.

La Guajaba war schmal geschnitten, hatte aber ein breites Heck, eine Brücke und drei Kabinen. Sie verfügte über zwei Chrysler-Motoren, die jeder rund neunzig PS brachten, womit das Boot eine Höchstgeschwindigkeit von neun Knoten schaffte. Und das war auch schon so ziemlich alles, was ich über sie wusste, außer, wo ich den Brandy und die Gläser aufbewahrte. Ich hatte einen Amerikaner, dem die Bimini Bar in der Calle Obispo gehörte, bei einer Partie Backgammon geschlagen und das Boot gewonnen. Mit vollem Tank hatte *La Guajaba* eine Reichweite von knapp fünfhundert Seemeilen, und bis Port-au-Prince war es nur halb so weit. Ich hatte das Boot in drei Jahren nur dreimal benutzt und verfügte über ein beeindruckendes nautisches Unwissen. Immerhin wusste ich, wie man einen Kompass benutzte, und ich hatte mir vorgenommen, einfach den Bug Richtung Osten zu drehen und dann getreu dem Navigationsprinzip von Thor Heyerdahl so lange weiterzufahren, bis ich irgendwo gegenstieß. Ich war zuversichtlich, dass wir mit dieser Methode irgendwann auf Hispaniola stranden würden, schließlich war die Insel dreißigtausend Quadratmeilen groß.

Ich drückte Mendy ein Bündel Geldscheine und meine Autoschlüssel in die Hand und kletterte dann an Bord. Ich hatte überlegt, ob ich Omara erwähnen sollte und dass es besser für mich wäre, wenn er den Mund hielte, aber irgendwie kam mir das ziemlich sinnlos vor. Wahrscheinlich hätte ich so nur die brutale Offenheit heraufbeschworen, die man den Kubanern zu Recht nachsagt, und ganz sicher hätte er gesagt, ich wäre bloß noch so ein Gringo mit zu viel Geld, des Bootes nicht würdig, das mir gehörte, und ich hätte ihm schlecht widersprechen können: Wer sich für ein Stück Zucker ausgibt, den fressen die Ameisen.

Sobald wir in See gestochen waren, ging Melba nach unten und erschien in einem zweiteiligen Badeanzug mit Leopardmuster wieder an Deck. In diesem Aufzug hätten ihr sogar die Fische hinterhergepiffen, wenn sie sie gesehen hätten. Das ist das Schöne an Booten und warmem Wetter. Sie holen das Beste aus den Menschen heraus. Auf der Spitze einer sechzig Meter hohen Landzunge erhob sich die Festung El Morro. Eine lange, bröckelige, in den Felsen geschlagene Treppe führte vom Wasser hinauf. Die Hafeneinfahrt am Fuße der Festung war fast ebenso breit: sechzig Meter offene See, auf die ich bloß zuhalten musste, und trotzdem hätte ich uns um Haaresbreite in die Felsen manövriert. Solange ich Melba anstarrte, standen unsere Chancen schlecht, Haiti heil zu erreichen.

«Ich wünschte, du würdest dir was überziehen», sagte ich.

«Gefällt dir mein Bikini nicht?»

«Er gefällt mir sehr. Aber Kolumbus hatte gute Gründe dafür, dass er an Bord der *Santa Maria* keine Frauen haben wollte. Wenn sie einen Bikini tragen, stören sie den Kurs des Schiffes. Mit dir an Bord hätte er wahrscheinlich Tasmanien entdeckt.»

Sie zündete sich eine Zigarette an und beachtete mich gar nicht, und ich tat mein Bestes, sie nicht zu beachten. Ich überprüfte den Drehzahlmesser, den Ölstand, das Amperemeter und die Motortemperatur. Dann spähte ich aus dem Fenster des Ruderhauses. Vor uns lag Smith Key, eine kleine Insel, die einst in britischer Hand war. Viele der Fischer und Lotsen in Santiago stammten von dort, und mit den rotgedeckten Häusern und der kleinen Kapellenruine sah es dort sehr malerisch aus. Aber das war nichts im Vergleich zu dem Anblick von Melbas Bikinihörschen.

Die See war ruhig, bis wir die Hafenausfahrt erreichten, wo die Dünung stärker wurde. Ich schob den Gashebel nach vorn und hielt das Boot auf einem geraden Ostsüdostkurs, bis Santiago nicht mehr zu sehen war. Hinter uns pflügte das Boot eine große weiße Narbe in den Ozean, Hunderte Meter lang. Melba saß in dem Anglersessel und quietschte vor Begeisterung, als das Boot schneller wurde.

«Ist das zu fassen?», sagte Melba. «Ich lebe auf einer Insel und bin das erste Mal auf einem Boot.»

«Ich bin froh, wenn wir wieder festen Boden unter den Füßen haben», sagte ich und nahm eine Flasche Rum aus der Kartenschublade.

Drei bis vier Stunden später wurde es dunkel, und ich konnte auf unserer Backbordseite die Lichter der US-Navy-Basis Guantánamo glitzern sehen, wie die Sterne einer nahen Galaxie, Tausende von Jahren alt. Aber zugleich kam mir der Anblick vor wie eine Zukunftsvision, in der die amerikanische Demokratie die Welt regierte, in einer Hand einen Colt und in der anderen einen Streifen Kaugummi. Irgendwo in dieser tropischen Dunkelheit waren Tausende Yankees in weißen Uniformen mit den sinnlosen Routineabläufen des kolonialen Seefahrerdienstes beschäftigt. Neue Feinde und der Hunger

nach neuen Siegen ließen sie in ihren schwimmenden stahlgrauen Städten des Todes hocken, wo sie Coca-Cola tranken, ihre Lucky Strikes rauchten und sich bereit machten, den Rest der Welt von dem unsinnigen Bedürfnis zu befreien, anders sein zu wollen als sie selbst. Denn jetzt waren nicht mehr die Deutschen, sondern die Amerikaner die Herrenrasse, und statt Hitler und Stalin war nun Uncle Sam das Gesicht eines neuen Weltreiches.

Melba sah, wie sich mein Mund verzog, und schien meine Gedanken zu lesen. «Ich hasse sie», sagte sie.

«Wen? Die *yanquis*?»

«Wen sonst? Unsere lieben Nachbarn haben schon immer versucht, aus Kuba einen ihrer Vereinigten Staaten zu machen. Und ohne sie wäre Batista niemals an der Macht geblieben.»

Ich wollte mich nicht auf eine Diskussion einlassen. Weil wir die Nacht gemeinsam verbracht hatten und vor allem, weil ich vorhatte, dort weiterzumachen, wo wir aufgehört hatten, sobald wir ein nettes Hotel gefunden hatten. Ich hatte gehört, das Le Refuge in Kenscoff, zehn Kilometer außerhalb von Port-au-Prince, wäre da genau das Richtige. Der Ferienort liegt tausendvierhundert Meter über dem Meeresspiegel und hat das ganze Jahr hindurch ein angenehmes Klima. Ungefähr so lange hatte ich auch vor dortzubleiben. Natürlich hatte auch Haiti seine Probleme, genau wie Kuba, aber das waren nicht meine Probleme. Also was kümmerten sie mich? Ich hatte andere Sorgen, zum Beispiel, dass mein argentinischer Pass bald ablief. Und jetzt stand ich vor der Herausforderung, ein kleines Boot sicher gegen den Wind zu steuern. Vielleicht hätte ich keinen Alkohol trinken sollen, jedenfalls fand ich es selbst mit den Fahrlichtern der *La Guajaba* nervenaufreibend, einen Kahn in der Dunkelheit über die offene See zu lenken. Mir war klar, dass wir jederzeit mit irgendwas kollidieren könn-

ten – einem Riff oder einem Wal –, und ich wusste, ich würde mich erst wieder entspannen können, wenn es hell wurde. Bis dahin, so hoffte ich, würde die halbe Strecke bis Hispaniola schon hinter uns liegen.

Doch plötzlich sah ich etwas, das mir viel mehr Kopfzerbrechen bereitete. Ein anderes Schiff näherte sich rasch von Norden her. Für ein Fischerboot war es zu schnell, und die großen, hellen Suchscheinwerfer, die die Dunkelheit zerrissen, ließen keinen Zweifel daran, dass ein Patrouillenboot der US Navy auf uns zusteuerte.

«Was ist das für ein Schiff?», fragte Melba.

«Sieht nach der amerikanischen Marine aus.»

Selbst über die beiden Chrysler-Motoren hinweg hörte ich Melba schlucken. Sie sah noch immer schön aus, aber auch sehr ängstlich. Sie fuhr herum und starrte mich aus weit aufgerissenen braunen Augen an.

«Scheiße, was machen wir denn jetzt?»

«Nichts», sagte ich. «Das Boot da ist vermutlich sehr viel schneller als unseres, und die Leute darauf sind ganz sicher sehr viel besser bewaffnet als wir. Am besten, du gehst nach unten, legst dich ins Bett und bleibst da. Ich regele das schon.»

Sie schüttelte den Kopf. «Ich lass mich nicht verhaften», sagte sie. «Die übergeben mich der Polizei, und –»

«Niemand wird dich verhaften», sagte ich und berührte ihre Wange, um sie zu beruhigen. «Ich schätze, die wollen uns nur kontrollieren. Also, tu, was ich sage, und uns passiert nichts.»

Ich nahm Gas weg, legte den Leerlauf ein und trat aus dem Ruderhaus. Als mir der grelle Scheinwerfer direkt ins Gesicht leuchtete und das Patrouillenboot mich immer wieder mit einigem Abstand umkreiste, kam ich mir vor wie King Kong auf dem Wolkenkratzer. Ich ging zum sanft schaukelnden Heck, trank noch was und wartete

so gelassen wie möglich darauf, dass sie sich die Ehre gaben.

Nach etwa einer Minute kam ein Offizier in weißer Uniform mit einem Megaphon in der Hand an die Steuerbordseite des Kanonenbootes.

«Wir suchen nach ein paar Matrosen», sagte er auf Spanisch zu mir. «Sie haben im Hafen vom Caimanera ein Boot gestohlen. Ein Boot wie dieses.»

Ich warf die Hände in die Luft und schüttelte den Kopf. «Hier sind keine amerikanischen Matrosen.»

«Dann haben Sie sicher nichts dagegen, wenn wir an Bord kommen und uns ein wenig umsehen?»

Obwohl ich sehr viel dagegen hatte, versicherte ich dem amerikanischen Offizier, dass ich überhaupt nichts dagegen hatte. Widerspruch wäre ohnehin zwecklos gewesen. Auf dem Vordeck des amerikanischen Bootes stand ein Matrose an einem Maschinengewehr Kaliber .50, ein gutes Argument, den Mund zu halten. Also warf ich ihnen ein Tau zu, hängte ein paar Fender raus und ließ sie längsseits an der *La Guajaba* festmachen. Der Offizier kam mit einem seiner Unteroffiziere an Bord. Über keinen von beiden ließ sich viel mehr sagen, als dass sie schwarze Schuhe trugen und aussahen, wie alle Männer aussehen, wenn man sie eines Großteils ihrer Haare und der Fähigkeit beraubt, eigenständig zu denken. Sie trugen Seitenwaffen und Taschenlampen und rochen schwach nach Pfefferminz und Tabak, als hätten sie sich gerade eben ihrer Kaugummis und Zigaretten entledigt.

«Sonst noch jemand an Bord?»

«Eine Freundin ist in der vorderen Kabine», sagte ich. «Sie schläft. Allein. Der letzte amerikanische Seemann, den wir gesehen haben, war Popeye.»

Der Offizier lächelte gequält und wippte ein wenig auf den Fußballen. «Haben Sie was dagegen, wenn wir uns selbst ein Bild machen?»

«Ganz und gar nicht. Aber lassen Sie mich erst nachschauen, ob die Dame bekleidet genug ist, um Besucher zu empfangen.»

Er nickte, und ich ging nach vorne und unter Deck. Die Kajüte roch nach Feuchtigkeit. Es gab ein Klosett, eine kleine Kabine und eine Doppelkoje, in der Melba lag, die Decke bis zum Hals hochgezogen. Darunter trug sie immer noch ihren Bikini, und ich war fest entschlossen, ihr dabei zu helfen, ihn auszuziehen, sobald die Amis weg waren und wir den Anker werfen konnten. Nichts hat eine anregendere Wirkung als Seeluft.

«Was ist los?», fragte sie ängstlich. «Was wollen die?»

«Ein paar amerikanische Matrosen haben in Caimanera ein Boot geklaut», erklärte ich. «Die suchen nach ihnen. Ich glaube nicht, dass wir uns ernsthaft Sorgen machen müssen.»

Sie verdrehte die Augen. «Caimanera. Ja, ich kann mir vorstellen, was sie da gemacht haben, die Schweine. So ziemlich jedes Hotel in Caimanera ist ein Bordell. Die *casas* haben sogar patriotische amerikanische Namen, wie Roosevelt Hotel. Diese Drecksäue.»

Ich hätte mich vielleicht fragen sollen, woher sie das so genau wusste, aber in diesem Moment schien es mir wichtiger, die Amerikaner schnellstmöglich wieder loszuwerden, statt mich damit zu beschäftigen, wie sie ihre sexuellen Gelüste befriedigten. «Eisenhower nennt das den Dominoeffekt. Es gibt Typen, die brauchen ein Mordstamtm, wenn sie jemand flachlegen wollen.» Ich deutete mit dem Daumen nach hinten zur Kajütentür. «Die sind da draußen. Die wollen bloß nachsehen, ob ihre Männer sich nicht unter der Koje versteckt haben oder

so. Ich hab gesagt, sie können reinkommen, sobald ich mich vergewissert habe, dass du salonfähig bist.»

«Das scheint mir kaum der Fall zu sein.» Sie zuckte die Schultern. «Lass sie trotzdem reinkommen.»

Ich ging zurück an Deck und bedeutete den Männern mit einem auffordernden Nicken, hinunterzusteigen.

Sie schlurften durch die Kajütentür und liefen vor Verlegenheit rosa an, als sie Melba im Bett sahen, und wenn ich sie dabei nicht amüsiert beobachtet hätte, dann wäre mir vielleicht entgangen, dass der Unteroffizier sie kurz anstarrte und gleich darauf noch einmal fixierte, aber diesmal nicht aus dem Grund, dass er sich ein Foto von ihr neben seiner Hängematte wünschte. Die beiden waren sich schon mal begegnet. Da war ich mir sicher, und er war sich auch sicher, und als die Amis zurück ins Ruderhaus gingen, zog der Unteroffizier seinen Vorgesetzten beiseite und flüsterte ihm etwas zu.

Als ihr Gespräch hitziger wurde, überlegte ich, ob ich mich einmischen sollte, doch dann öffnete der Offizier die Knöpfe am Holster seiner Seitenwaffe, was mich veranlasste, ans Heck zu gehen und mich in den Anglersessel zu setzen. Ich glaube, ich lächelte sogar dem Mann an dem 50-Kaliber-Teil zu, aber plötzlich fand ich, dass der Anglersessel wie ein elektrischer Stuhl aussah und sich auch so anfühlte, deshalb stand ich wieder auf und setzte mich auf die Eiskiste, die zweitausend Pfund Eis fasste. Cool bleiben. Wenn Fische oder Eis in der Kiste gewesen wären, wäre ich liebend gern reingekrochen. Stattdessen nahm ich betont gelassen noch einen Schluck aus der Flasche, denn ich wollte mir nicht anmerken lassen, dass meine Nerven bis zum zerreißen gespannt waren. Aber es war nichts zu machen. Die Amis hatten mich bereits am Haken, und ich hätte am liebsten wie ein Fisch so lange wild gezappelt, bis ich ihn wieder los war.

Als der Offizier zurück zum Heck kam, glänzte in seiner Hand ein .45er Colt. Entsichert. Die Waffe war nicht auf mich gerichtet, noch nicht. Aber sie sollte verdeutlichen, dass es keinen Raum für Verhandlungen geben würde.

«Sir, ich fürchte, ich muss Sie beide leider bitten, mich zurück nach Guantánamo zu begleiten», sagte er höflich, fast so, als hätte er keine Schusswaffe in der Hand. Wie ein echter Amerikaner eben.

Ich nickte bedächtig. «Darf ich fragen, warum?»

«Das werden Sie erfahren, wenn wir in Gitmo sind», entgegnete er.

«Wie Sie meinen, Sir.»

Er winkte zwei Matrosen heran und bedeutete ihnen, an Bord zu kommen, was mir nur recht war, denn die beiden platzierten sich zwischen mich und Maschinengewehr. Da hörten wir einen lauten Knall: ein Pistolenschuss, der aus der vorderen Kabine kam. Ich sprang auf und erkannte im selben Moment, dass das keine gute Idee war.

«Lasst ihn nicht aus den Augen», brüllte der Offizier und ging unter Deck, um nachzusehen, was los war, während ich zurückblieb – mit zwei Colts, die auf meinen Bauch gerichtet waren, und einem .50er Maschinengewehr, das auf mein Ohr läppchen zielte. Ich setzte mich wieder in den Anglersessel, der kreischte wie eine Kettensäge, als ich mich darin zurücklehnte, um in die Sterne zu blicken. Man musste nicht Madame Blavatsky sein, um zu erkennen, dass sie nicht gut standen. Nicht für Melba. Und für mich wahrscheinlich auch nicht.

Wie sich herausstellte, verhiessen die Sterne auch für den amerikanischen Unteroffizier nichts Gutes. Als er an Deck getaumelt kam, glich er dem Karoass oder vielleicht auch dem Herzass: Genau in der Mitte seines weißen Hemds prangte ein kleiner roter Fleck, der vor un-

seren Augen größer zu werden begann. Einen Moment lang schwankte er benommen, dann fiel er plump auf den Hintern. Eigentlich sah er genauso aus, wie ich mich gerade fühlte.

«Ich bin angeschossen», sagte er überflüssigerweise.
[...]